

SILVIA
STOLZENBURG



TRIBUT DER
SÜNDE

TRIBUT DER
SCHANDE

TRIBUT DER
RACHE

Weltbild

Tribut der Sünde

Eine mutige junge Frau begehrt am Vorabend der Bauernaufstände gegen die Herrschenden auf – der spannende Auftakt zur historischen Schwaben-Saga von Silvia Stolzenburg.

Stuttgart, 1513. Ein mörderisches Komplott zerstört die heile Welt der sechzehnjährigen Franziska Hochperger, Tochter eines wohlhabenden Weinhändlers. Die Bluttat lässt sie in höchster Not zurück, gejagt von der Obrigkeit, die sie mundtot machen will.

Auf der Suche nach Rache und Gerechtigkeit findet Franziska Unterschlupf bei ihrem Freund Jakob, der sich Aufständischen angeschlossen hat. Sie wollen sich gegen den verhassten Herzog von Württemberg zur Wehr setzen, dessen Prunksucht das einfache Volk an den Bettelstab bringt. Um den Verursacher ihres Leids zu überführen, wagt Franziska einen gefährlichen Schritt ...

Tribut der Schande

Gefangen zwischen Liebe und dem Kampf gegen Unterdrückung: der fesselnde zweite Teil der historischen Schwaben-Saga von Silvia Stolzenburg um die junge Händlerstochter Franziska.

Stuttgart, 1514. Als junger Mann verkleidet, schließt Franziska Hochperger sich der aufständischen Bewegung an. Die Verschwörer verabscheuen den prunksüchtigen Herzog von Württemberg, der hohe Steuern erhebt, während das Volk Hunger leidet.

Wagemutig überbringt Franziska anderen Gruppen Nachrichten und entkommt dabei immer wieder nur knapp größter Gefahr. Irgendwann, hat sie sich geschworen, wird der Herzog für seine Untaten büßen! Doch der rächt sich blutig für den Widerstand. In einer Verhaftungswelle wird auch Franziskas Verbündeter und Geliebter Jakob festgesetzt.

Wieder drohen die Schergen des Herrschenden einen Menschen

hinzurichten, den sie liebt ...

Tribut der Rache

Ein gefährliches Spiel: der dramatische dritte Teil der Schwaben-Saga von Bestseller-Autorin Silvia Stolzenburg.

Württemberg 1514: Nach der grausamen Niederschlagung des Bauernaufstands sind auch die Mitglieder des »Armen Konrad« in alle Winde zerstreut. Franziska Hochperger wird verhaftet und entgeht nur durch Glück und gute Fürsprecher der Hinrichtung. Auch ihr Mann Jakob gerät den Häschern des Herzogs in die Fänge. Unter der Folter verrät er seine Freunde – ein schreckliches Erlebnis, das ihn für immer verfolgen wird. Von allen ehemaligen Mitstreitern geächtet, will er gemeinsam mit Franziska Stuttgart verlassen. Doch dann gerät Franziska zwischen alle Fronten: Sowohl Herzog Ulrich als auch seine Frau Sabina von Bayern verlangen Kundschafterdienste von ihr. Ein gefährliches Spiel beginnt. Können Franziska und Jakob dabei gewinnen, oder werden sie alles verlieren?

Silvia Stolzenburg

Tribut der Sünde

Tribut der Schande

Tribut der Rache

Schwaben-Saga

Weltbild

Die Autorin

Dr. phil. Silvia Stolzenburg, Jahrgang 1974, studierte Germanistik und Anglistik an der Universität Tübingen. Im Jahr 2006 erfolgte die Promotion über zeitgenössische Bestseller, in dieser Zeit reifte auch der Entschluss, selbst Romane zu verfassen. Die Vollzeitautorin lebt mit ihrem Mann auf der Schwäbischen Alb, fährt leidenschaftlich Rennrad, gräbt in Museen und Archiven oder kraxelt auf steilen Burgfelsen herum – immer in der Hoffnung, etwas Spannendes zu entdecken.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2021 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-
Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2020 by Silvia Stolzenburg. All rights reserved.

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Autoren- und Projektagentur Gerd F. Rumler
(München)

Covergestaltung: Atelier Seidel–Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: istockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-96377-759-2

Silvia Stolzenburg

Tribut der Sünde

Weltbild

Für Effan, den kunterbunten Regenbogen in meinem Leben

Prolog

Stuttgart, August 1513

»Was soll das? Seid Ihr von Sinnen?«

»Halt dein Maul! Das hast du dir selbst zuzuschreiben!«

Ein Schrei gellte durch die Stube, die nur von einer halb heruntergebrannten Kerze erleuchtet wurde.

Dem Schrei folgten ein Gurgeln und ein dumpfes Geräusch.

»Narr!«, knurrte jemand, dann fiel etwas polternd zu Boden. »Du hättest dir früher überlegen sollen, mit wem du dich abgibst.«

Martin Wengert öffnete die Augen einen Spalt weit und stöhnte leise, als er den Kopf hob. Sein Schädel dröhnte, als würde ein Kobold auf ihm sitzen und ihn mit einem Schmiedehammer wütend bearbeiten. Das Schlucken fiel ihm schwer; einen Moment lang hatte er Mühe, den Brechreiz zu unterdrücken. Sein Mund war staubtrocken.

»Gooooott«, ächzte er. Wo war er? Wie spät war es? Und woher waren die Stimmen gekommen? Er stemmte sich mühsam auf die Ellbogen und sah sich um. Beim Anblick der Würfel und der zahllosen Weinbecher auf dem Tisch kam die Erinnerung mit aller Macht zurück. »Gooooott!«, stöhnte er erneut. Er musste auf einer der Bänke in der Schankstube eingeschlafen sein, nachdem er auch den letzten Gulden an den vermaledeiten Sohn des Bürgermeisters verloren hatte. Wo waren die anderen? Hatten sie ihn einfach liegen lassen, damit er seinen Rausch ausschließ? Er setzte sich auf und hielt sich den Kopf. Wie hatte er nur so dumm sein können, sich wieder ausnehmen zu lassen wie eine Weihnachtsgans? Wenn er so weitermachte, würde bald nicht mehr viel übrig sein von dem Besitz, den sein Vater ihm vererbt hatte.

Obwohl die Kerze nur schwach flackerte im Windzug, der durch ein geöffnetes Fenster hereinfiel, tat Martin das Licht in den Augen weh. Er fuhr sich mit den Händen übers Gesicht und versuchte, die Benommenheit loszuwerden, die ihn niederdrückte wie ein bleiernes Gewicht. »Ist jemand hier?«, fragte er.

Nichts rührte sich in der Stube. Außer dem Tosen in seinen Ohren war kein Geräusch zu vernehmen.

Mit einem Prusten ließ er die Hände sinken und griff nach einem der Krüge, um nachzusehen, ob noch Wein darin war. Er hatte einen quälenden Durst. Allerdings schienen die anderen keinen Tropfen des teuren Malvasiers übrig gelassen zu haben. »Mist!«, schimpfte er, stemmte die Ellbogen auf den Tisch und vergrub das Gesicht in den Händen. So hundselend hatte er sich schon lange nicht mehr gefühlt. Ob es am Wein lag oder an der Tatsache, dass er sich immer tiefer verschuldete, wusste er nicht. Es war ihm auch gleich. Hauptsache, das Dröhnen in seinem Kopf ließ endlich nach.

Lange Zeit saß er einfach nur da und wartete, bis die hässliche Mischung aus Rausch und Kater ein wenig abklang. Als die Übelkeit schließlich abebbte und sein Kopf anfang klarer zu werden, beschloss er, es den anderen gleichzutun und nach Hause zu gehen. Der fast heruntergebrannten Kerze nach zu urteilen, konnte die Dämmerung nicht mehr weit sein. Das bedeutete, dass bald die Tore zwischen der Stuttgarter Altstadt und der Leonhardsvorstadt, in der Martin wohnte, geöffnet wurden. Anders als die Tore zur reichen Turnierackervorstadt wurden sie jeden Abend bei Einbruch der Dunkelheit geschlossen. Vermutlich trauten die »Großkopferten« und der Herzog den Bewohnern der Leonhardsvorstadt weniger als den reichen Mitgliedern der Ehrbarkeit, die sich in der Turnierackervorstadt niedergelassen hatten. Oder man fürchtete sich vor Feuer, das in einer der Schmieden oder Hafnerwerkstätten ausbrechen mochte.

»Scheißegal«, murmelte Martin und kam mit einiger Mühe auf die Beine. Wenn der Wirt ihn am Morgen noch in seiner Schankstube vorfand, lief er Gefahr, offene Rechnungen bezahlen zu müssen. Er wusste nicht, ob die anderen ihre Zeche beglichen hatten, und plante nicht, es herauszufinden. Je eher er sich trollte, desto besser. Er hielt sich einige Augenblicke an der Tischkante fest, ehe er es wagte, loszulassen und auf die Tür zuzutorkeln. Der Raum schien sich um ihn zu drehen, und als er mit dem Fuß gegen etwas stieß, verlor er den Halt und schlug lang hin.

»Verdammt!«, schimpfte er. »Wer lässt denn einfach einen Sack hier herumliegen?« Er rappelte sich auf, rieb sich die schmerzenden Knie und versetzte dem Hindernis einen Tritt.

Ein leises Stöhnen ließ ihn zusammenzucken.

»Hilf mir!«

Die Worte waren kaum zu verstehen, doch Martin begriff mit eisigem Schreck, dass er nicht über einen Sack gestolpert war, sondern über einen reglos am Boden liegenden Körper.

»Hilf ...« Die Stimme erstarb in einem Röcheln.

Wie von einer Natter gebissen, wich Martin zurück und starrte entsetzt auf seine Hände.

Sie waren rot vom Blut des Mannes, an dessen Kehle eine furchtbare Wunde klappte. »Heilige Muttergottes!«, keuchte er. Die Benommenheit fiel schlagartig von ihm ab. Hastig wischte er sich die Hände an der Hose ab, deren Knie ebenfalls blutbesudelt waren. Während sein Herz davonraste, überschlugen sich die Gedanken in seinem Kopf. Sein Blick zuckte wie der eines gehetzten Tieres durch die Stube, doch außer ihm und dem Verletzten war niemand im Raum. Erst jetzt sah er, dass sich um den Kopf des Mannes eine Blutlache gebildet hatte. Er griff zitternd nach der Kerze und hielt sie über das Opfer. »Moritz Welling«, wisperte er entsetzt. Der Sohn des Bürgermeisters. Obwohl sich alles in ihm dagegen sträubte, beugte er sich über den Mann, bei dem er gewaltige Spielschulden hatte, und tastete nach einem Puls.

Es gab keinen mehr.

Moritz Welling war tot.

»Scheiße!« Martin ließ die Kerze fallen. Ohne lange zu überlegen, rannte er zur Tür, stieß sie auf und floh aus der Schankstube. Allerdings kam er nicht weit, da der Gastwirt den Ausgang zur Straße verschlossen hatte. Er saß in der Falle.

Was hatte er getan? Furcht und Entsetzen schlugen wie eine Woge über ihm zusammen. Hatte er Moritz im Rausch getötet? Waren die Stimmen nur ein Traum gewesen? Mit einem gepressten Laut schlug er die Hände vors Gesicht. Er musste fort von hier! Das Grauen saß ihm im Nacken, als er zurück in die Schankstube eilte, das Fenster weiter aufstieß und ins Freie kletterte.

Der Horizont färbte sich bereits rot, als er wie von Furien gehetzt zum Graben lief, um durchs Schultörlein in die Schulstraße zu eilen. Vorbei am Schulgebäude, den Stiftsherrenhäusern und dem Lorcher Hof

stolperte er weiter über das Kopfsteinpflaster der Altstadt, bis er den Marktplatz erreichte.

»Halt! Wer da?«

Martin fuhr erschrocken zusammen.

»Bleibt stehen!« Keinen Steinwurf vor ihm blitzte der Spieß eines Nachtwächters im Licht der Laterne auf, die er trug. Der dumpfe Ton des Nachtwächterhorns hallte gespenstisch durch die Gassen.

Einen Augenblick verharrte Martin wie versteinert auf der Stelle. Dann machte er kehrt und rannte am Rathaus vorbei in Richtung Stadtschreiberei.

Der Weg in die Leonhardsvorstadt wurde durch zwei weitere herbeieilende Wächter abgeschnitten. »Haltet ihn!«, hörte er einen der Männer rufen.

Erneut erklang der warnende Ruf des Horns.

Martins Herz setzte einen Schlag aus, als ihm klar wurde, was ihm bevorstand, sollten die Stadtsoldaten ihn ergreifen. Seine Kleider waren blutgetränkt, seine Erscheinung alles andere als vertrauenerweckend. Zwar steckte sein Dolch noch in seinem Gürtel, doch bis jetzt hatte er noch nicht nachgesehen, ob die Klinge so sauber war, wie sie sein sollte. Was, wenn Moritz Wellings Blut daran klebte? Was, wenn er ihn getötet hatte und dann volltrunken eingeschlafen war? Warum war er überhaupt noch in der Schankstube gewesen? Wenn er sich doch nur erinnern könnte! Die Furcht war wie eine Klaue, die nach ihm griff. Während die schweren Schritte der Wächter immer näher kamen, floh er blindlings durch die engen Gassen. Mehr als einmal musste er einem weit in den Weg hineinragenden Kellerhals oder einer Miststätte ausweichen, und beinahe wäre er gestolpert und in der Gosse gelandet, als eine Katze direkt vor ihm über den Weg schoss. Sein Herz schlug so heftig, dass er es in der Kehle spürte.

»Teilt euch auf!« Der Befehl hallte von den Hauswänden wider und schien von überall gleichzeitig zu kommen.

Martin duckte sich in einen Durchgang, als einer der Nachtwächter auf ihn zurannte. Er presste die Faust auf den Mund, um sich nicht durch ein Geräusch zu verraten, und wartete, bis der Mann in der nächsten Gasse verschwand. Dann eilte er weiter. Es war nicht mehr weit. Wenn

es ihm gelang, das Haus seiner Verlobten zu erreichen, konnte er diesem Albtraum vielleicht entrinnen. Wenn nicht ... Er wagte nicht, den Gedanken zu Ende zu denken.

Eins

Die sechzehnjährige Franziska fuhr mit einem erschrockenen Keuchen aus dem Schlaf auf. Ein Geräusch hatte sie geweckt, aber es dauerte einige Augenblicke, bis sie begriff, was es war.

»Franziska!« Der Ruf war gedämpft, schien von draußen zu kommen. Etwas landete mit einem leisen Klirren an der Scheibe des winzigen Fensters ihrer Schlafstube.

Franziska setzte sich im Bett auf, wickelte die dünne Decke um sich und schlug ein Kreuz vor der Brust.

Es klirrte erneut.

»Franziska!«

Sie umfasste das goldene Kruzifix an ihrem Hals und sandte ein Gebet zum Himmel. Wollte der Leibhaftige sie holen? Die Nacht war die Zeit der Versuchung und des Teufels, predigte der Pfarrer jeden Sonntag. Lauerte im dunklen Hof ihres Vaters ein Dämon?

»Franziska! Ich bin es, Martin.«

Mit einem Stirnrunzeln ließ sie das Kruzifix los. Martin? Was hatte Martin mitten in der Nacht vor ihrem Fenster zu suchen? War er verrückt? Wollte er dem Gesinde noch vor ihrer Hochzeit Grund zum Klatsch geben? Sie warf die Decke ab, schlüpfte in ein Untergewand und strich sich das lange schwarze Haar aus der Stirn. Dann tastete sie sich im Dunkeln durch den Raum, bis sie das winzige Fenster erreichte. Als sie mit dem Fuß gegen ihr Waschgestell stieß, verzog sie schmerzhaft das Gesicht.

Ein weiterer Kieselstein landete an ihrer Scheibe.

»Ich komm ja schon«, murmelte sie und entriegelte das Fenster. Da es bereits dämmerte, konnte sie Martin deutlich erkennen. »Was in aller Welt tust du hier um diese Zeit?«, zischte sie. »Wie bist du überhaupt in den Hof gekommen?«

»Mach die Tür auf!«, forderte er anstelle einer Antwort. »Beil dich!« Die Furcht in seiner Stimme war deutlich zu hören.

»Ich kann dich nicht ins Haus lassen, ich hab keinen Schlüssel«, gab sie zurück.

»Dann weck deinen Vater!«

»Wie stellst du dir das vor? Was ist passiert? Wieso ...?«

»Beeil dich!«, fiel er ihr ins Wort. »Es geht um mein Leben!«

Franziska erschrak. War das sein Ernst? Selbst aus der Entfernung konnte sie sehen, dass sein Gesicht totenbleich und sein Haar zerzaust war. Seine Kleider schienen fleckig und die Kappe, die normalerweise auf seinem blonden Schopf saß, fehlte.

In der Ferne vernahm sie den Klang eines Nachtwächterhorns.

»Mach schon!«, drängte Martin. Hektisch sah er sich um, als sich von Süden her Fackelschein näherte.

Ein dumpfes Gefühl breitete sich in Franziskas Magengegend aus.

Wovor hatte Martin solche Angst? Und warum fürchtete er sich vor den Nachtwächtern? Obwohl sie sicher war, dass ihr Vater ihr Verhalten nicht gutheißen würde, blieb ihr keine andere Wahl. Sie konnte Martin unmöglich einfach im Hof stehen lassen. »Bleib, wo du bist!«, flüsterte sie; dann kehrte sie dem Fenster den Rücken und ging zur Tür. Ein schmaler Streifen Mondlicht fiel auf den Boden und wies ihr den Weg. Im Korridor angekommen, streckte sie die Hand aus, bis ihre Fingerkuppen die Wand fanden. Langsam und vorsichtig, um nicht über die zahlreichen Truhen zu stolpern, ging sie den Gang entlang, bis sie die Schlafstube ihres Vaters erreichte. Unter der Tür drang schwacher Lichtschein auf den Flur.

Sie klopfte zaghaft an. »Vater?«

Nichts rührte sich.

Sie klopfte etwas stärker. »Vater? Seid Ihr wach?«

Ein Knarren verriet ihr, dass sich etwas regte. Kurz darauf öffnete ihr Vater die Tür und bedachte sie mit einem fragenden Blick. Er steckte bereits in einem weißen Leinenhemd und einer schwarzen Hose; in der Hand hielt er ein schwarzes Samtwams. »Was ist denn?« Er musterte sie von Kopf bis Fuß. »Soll das Gesinde dich so sehen?«

Franziska schlang die Arme um sich und schüttelte den Kopf. »Martin hat mich geweckt. Er ...«

»Martin?« Ihr Vater runzelte die Stirn.

»Er steht im Hof und hat mich gebeten, ihn einzulassen.«

Ihr Vater überlegte einen Moment, dann schlüpfte er in das Wams, legte einen Gürtel um und zog sich Schuhe an. Von dem klobigen

Kastentisch, auf dem auch sein Dolch und seine Kappe lagen, nahm er einen schweren Schlüsselbund. »Zieh dir was Ordentliches an!«, befahl er. »Ich kümmere mich um Martin. Derlei Unsitten sollte er sich besser sofort wieder abgewöhnen!« Er entzündete eine tragbare Kerzenlampe und schob Franziska zur Seite. Dann machte er sich brummend auf den Weg ins Erdgeschoss.

Franziska blickte ihm nach, bis der Kerzenschein kaum mehr zu sehen war, ehe sie zurück zu ihrer Kammer ging. Auch wenn ihr Vater ihr gegenüber oft streng und bärbeißig war, wusste sie, wie sehr er sie liebte. Seit ihre Mutter und ihre vier Geschwister bei der großen Pestepidemie vor elf Jahren ums Leben gekommen waren, hatte er sie behütet wie seinen Augapfel. Obwohl ihn Freunde und Verwandte dazu gedrängt hatten, sich erneut zu vermählen, um einen Stammhalter zu zeugen, hatte er nicht wieder geheiratet. Sie schob die Erinnerungen an die furchtbare Zeit, an den Gestank der Räucherungen, der Fäulnis und des Todes hastig beiseite.

»Das ist der Sold der Sünde!«, hatte der Pfarrer in der Stiftskirche gewettert, als immer mehr Stuttgarter der Pest zum Opfer gefallen waren. »Tut Buße und fleht um Vergebung!«

Eine Woche später war er in einem Sarg zum Gottesacker getragen worden, genau wie Franziskas Mutter und ihre Geschwister.

Mit einem Seufzen betrat sie ihre Kammer, ging zu einem Tisch neben ihrem Bett und entzündete ebenfalls eine Kerzenlampe. Dann holte sie eine hellgraue Fucce – ein eng anliegendes Kleid – aus der Truhenbank am Fußende ihres Bettes und schlüpfte hastig hinein. Ihr Haar flocht sie zu einem dicken Zopf und legte ein Dreieckstuch darüber. Durch das geöffnete Fenster drang erneut der Ruf des Nachtwächterhorns an ihr Ohr.

»Was soll das denn?«, hörte sie ihren Vater im Hof schimpfen. »Wieso treibst du dich unter dem Fenster meiner Tochter herum?«

»Ihr müsst mich einlassen!«, flehte Martin.

»Ist das Blut?«, hörte Franziska ihren Vater fragen.

Ihr Herzschlag beschleunigte sich. In was für Schwierigkeiten steckte Martin? War er verletzt? Sie hob die Lampe auf, verließ ihre Kammer und eilte in die große Gewölbhalle im Erdgeschoss. Dort lagerte ihr

Vater einen Teil der Weinfässer, mit denen er handelte. Das gewaltige Flügeltor zum Hof war verschlossen, die kleinere Tür darin stand jedoch offen. Durch sie konnte Franziska Martin und ihren Vater sehen.

»Lasst mich ein!«, flehte Martin erneut. »Die Nachtwächter sind mir auf den Fersen. Ihr müsst mir Unterschlupf gewähren!«

»Und weshalb sind dir die Wächter auf den Fersen?«, fragte Franziskas Vater. Er zeigte auf Martins Hosen, deren Stoff an einigen Stellen dunkle Flecken aufwies. »Das ist Blut, nicht wahr?« Offenbar hatte Martin seine Frage bisher nicht beantwortet.

»Martin!« Franziska eilte in den Hof. »Was ist geschehen?«

»Geh zurück ins Haus!«, herrschte ihr Vater sie an.

»Aber ...«

»Ich habe gesagt, du sollst zurück ins Haus gehen!« Eine steile Falte grub sich zwischen seine Brauen.

Franziska rührte sich nicht von der Stelle.

»Bitte!« Martin hob die Hände. »Ich weiß nicht, was passiert ist.«

»Vater, bitte!« Franziska fasste ihren Vater beim Arm und sah flehend zu ihm auf. »Er ist mein Verlobter.«

Einen Moment lang sah es so aus, als wollte ihr Vater sie abschütteln wie eine lästige Fliege, doch dann schien er es sich anders zu überlegen.

»Haben die Wächter dich erkannt?«, fragte er.

Martin schüttelte den Kopf. »Ich glaube nicht. Es war zu dunkel.«

»Wissen sie, wohin du gelaufen bist?«

Erneut verneinte Martin.

Franziskas Vater schnaubte. Dann packte er Martin am Arm und zog ihn zum Tor. »Du wirst mir in allen Einzelheiten berichten, was vorgefallen ist. Dann entscheide ich, ob ich den Hauptmann rufe oder nicht.«

Martin erbleichte.

»Einen anderen Ausweg gibt es nicht!«

»Aber ich kann mich nicht erinnern!«, jammerte Martin.

»Dann solltest du dich anstrengen«, war die ungerührte Antwort. »Wie bist du überhaupt in den Hof gelangt?«

Martin zeigte zu einem Teil der Mauer, an dem eine knorrige Linde ihre Äste weit in das Anwesen hineinstreckte.

Franziskas Vater verzog das Gesicht. »Ich frage mich, wozu wir den

vermaledeiten Hofhund durchfüttern«, knurrte er. »Komm schon!« Er versetzte Martin einen unsanften Stoß in den Rücken und bedachte Franziska mit einem Blick, der jeden anderen geängstigt hätte. »Und dann wirst du mir haarklein berichten, warum du dich mitten in der Nacht in meinem Hof herumtreibst!«

Zwei

Während das Horn des Nachtwächters weiter durch die Stadt schallte, folgte Franziska den beiden Männern und schloss die Tür zum Hof hinter sich. Da das Gesinde noch nicht auf war, herrschte eine beinahe gespenstische Ruhe im Haus, die sich bei Anbruch des Tages in geschäftiges Treiben verwandeln würde. Die meisten Bediensteten wohnten in Kammern über der Küche, in denen auch das Feuerholz für die Kochstellen und Würste gelagert wurden.

»In die Stube!«, befahl ihr Vater und ging mit energischen Schritten voraus ins Obergeschoss. Dort führte er Martin in einen großen Raum mit Buntglasscheiben, in dem er einen Kerzenleuchter entzündete. »Setz dich!«, sagte er und deutete auf eine der beiden Bänke an dem langen Tisch. Der Kerzenschein warf zuckende Schatten auf die dunklen Deckenbalken und die Tonfliesen am Boden. In einem hohen Schränkchen an der Wand neben dem Kachelofen blitzten fein geschliffene Gläser auf, Silberbecher und eine Goldschale voller Äpfel. Der Heilige in dem Bild, das direkt über einer der Bänke hing, schien Martin mit trauriger Miene zu betrachten.

»Und jetzt will ich ganz genau wissen, was passiert ist!« Franziskas Vater zog sich einen Schemel heran und setzte sich Martin gegenüber. Franziska blieb bei der Tür stehen. Der Anblick ihres Verlobten machte ihr mit jeder Minute, die verstrich, mehr Angst. Er sah aus, als wäre er unter die Räuber gefallen.

»Ich ... ich weiß es nicht!«, stammelte Martin. »Der Sohn des Bürgermeisters ...«

»Der Sohn des Bürgermeisters?«, unterbrach ihn Franziskas Vater.

»Er ist tot!« Martin vergrub das Gesicht in den Händen. »Es ist furchtbar«, wisperte er.

Franziskas Vater schüttelte ungläubig den Kopf. »Hast du etwas damit zu tun?«, fragte er schließlich leise.

»Nein!« Martin schoss Tränen in die Augen. »Ich habe ...«

Er kam nicht dazu, den Satz zu beenden, da in diesem Moment heftig an das äußere Hoftor geschlagen wurde.

»Stadtwache! Aufmachen!«

Martin zuckte zusammen. Seine Augen weiteten sich furchtsam, als Franziskas Vater Anstalten machte, sich zu erheben. »Ihr dürft sie nicht einlassen!«

»Was soll ich denn sonst tun?«, herrschte der Ältere ihn an. »Jemand muss gesehen haben, wie du über die Mauer geklettert bist.«

»Nein!« Martin schüttelte schwach den Kopf. »Ich bin kein Mörder.«

»Wenn du unschuldig bist, hast du nichts zu befürchten«, entgegnete Franziskas Vater, schob den Schemel zurück und ging zur Tür.

Franziska trat zur Seite, um ihm Platz zu machen.

»Keinen Mucks!«, befahl er. »Vielleicht werde ich sie irgendwie los.«

»O Gott!«, stöhnte Martin, sobald Franziskas Vater die Stube verlassen hatte. »Sie werden mir kein Wort glauben. Man wird mich vor Gericht stellen und als Mörder hinrichten!«

Franziska setzte sich neben ihn und strich ihm beruhigend mit der Hand über den Rücken. »Das werde ich nicht zulassen«, sagte sie.

Martin hob den Blick und sah sie mit geröteten Augen an. »Wie willst du das denn anstellen, Franziska? Wir sind keine Kinder mehr!«

Franziska versuchte, sich die eigene Angst nicht anmerken zu lassen. Sie kannte Martin schon fast ihr ganzes Leben lang. Als Kinder hatten sie oft zusammen gespielt, und mehr als einmal hatte Franziska ihn und die anderen Jungen davor bewahrt, eine Tracht Prügel einzustecken, indem sie die Schuld auf sich genommen hatte. Das würde in diesem Fall nicht möglich sein, da Martin recht hatte: Es ging um sein Leben.

»Weißt du denn wirklich gar nichts mehr?«, fragte sie.

Martin schüttelte den Kopf. »Ich habe mich mit ein paar Freunden in einem Gasthaus getroffen«, sagte er.

»Und dann?«

»Wir haben geredet und etwas getrunken.« Martin verstummte.

Franziska hatte den Eindruck, dass er ihr etwas verschwiegen. »Gab es einen besonderen Anlass?«, fragte sie.

Martin zuckte mit den Schultern. »Wir heiraten bald«, sagte er leise.

Franziska musterte ihn forschend. Sie kannte ihn gut genug, um ihm anzusehen, wann er log. Was verschwiegen er ihr? »Und der Sohn des Bürgermeisters war in derselben Schankstube?«

Martin nickte.

»Gab es einen Streit?«

Martin presste die Lippen aufeinander und schüttelte den Kopf. Plötzlich schien ihm etwas einzufallen, da er hastig seinen Dolch vom Gürtel losmachte und aus der Scheide zog. »Dem Himmel sei Dank!«, murmelte er, drehte die Waffe mehrmals hin und her und steckte sie dann wieder weg.

»Hast du befürchtet, es könnte Blut daran sein?« Franziska wusste nicht, was sie denken sollte. Selbst in ihren Augen verhielt Martin sich seltsam. Wenn die Stadtsoldaten ihn verhörten, würde er eine bessere Erklärung finden müssen als die, die er ihr aufgetischt hatte.

Martin wollte gerade etwas erwidern, als sich tiefe Stimmen und schwere Schritte näherten.

Er warf Franziska einen hilfeschendenden Blick zu, doch sie konnte ihn nicht einfach aus der Stube verschwinden lassen. Es gab nur eine Tür, und durch die traten kurz darauf ihr Vater und ein halbes Dutzend Stadtwächter. Der vorderste war an seinem blitzenden Harnisch und den Federn an seinem Helm als Hauptmann zu erkennen.

»Das ist er«, stellte einer der Soldaten mit einem Blick auf Martin fest.

»Ich erkenne ihn.«

»Steht auf!«, befahl der Hauptmann.

Als Martin dem Befehl nicht sofort Folge leistete, machte einer der Männer einen Schritt auf ihn zu und zog ihn grob von der Bank hoch.

»Seht Ihr?« Er zeigte auf Martins Kleider. »Das ist Blut.«

»Ich ...«, hob Martin an.

»Ihr seid verhaftet!«, schnitt ihm der Hauptmann das Wort ab. »Bringt ihn zum Verhör ins Herrenhaus!«, befahl er seinen Männern. An Franziskas Vater gewandt, sagte er: »Ihr habt klug gehandelt. Es ist ein Verbrechen, einen Flüchtigen zu beherbergen.«

»Ich habe nichts getan!«, protestierte Martin, dem einer der Soldaten den Arm auf den Rücken drehte.

»Warum seid Ihr dann vor dem Nachtwächter geflohen?«

»Er war schon tot!«, platzte es aus Martin heraus.

Die Männer erstarrten.

»Wer?« Der Hauptmann bedachte ihn mit einem grimmigen Blick.

»Wessen Blut ist das?«

Martin verzog vor Schmerzen das Gesicht, als der Soldat seinen Arm noch weiter verdrehte. »Der Sohn des Bürgermeisters«, keuchte er.

»Jemand hat ihn umgebracht.«

»Jemand?«, höhnte der Hauptmann. Er gab seinen Männern mit einem Nicken zu verstehen, Martin abzuführen. »Keine Angst, Ihr werdet Euer Gewissen schon bald erleichtern dürfen. Sobald das Gericht die peinliche Befragung angeordnet hat.«

Franziska schlug die Hand vor den Mund. Sie wollten Martin foltern!

»Ich habe nichts getan!«, heulte Martin auf, als ihn die Wachen aus der Stube zerrten. »Ihr müsst mir glauben!« Sein Blick blieb an Franziska haften. »Franzi! Ihr müsst für mich bürgen!«

Franziska konnte nichts weiter tun, als hilflos dabei zuzusehen, wie die Wächter ihren zukünftigen Gemahl die Treppe hinabstießen, um ihn zum Herrenhaus beim Markt zu bringen. Was ihn dort erwartete, wollte sie sich lieber nicht vorstellen.

»Vater!« Sie sah erschüttert zu ihrem Vater auf, der warnend die Hand hob und den Kopf schüttelte. Dann folgte er den Männern und ließ sie allein in der Stube zurück.

Einige Augenblicke verharrte sie auf der Stelle, ehe Leben in sie kam und sie zum Fenster lief. Ihre Hände zitterten, als sie den Riegel öffnete und die Flügel weit aufstieß.

Unten im Hof hatten die Männer bereits das Tor erreicht.

»Lasst mich los!«, protestierte Martin. »Ich hab nichts getan!«

»Bringt ihn zum Schweigen!«, befahl der Hauptmann, woraufhin einer der Männer Martin die Faust in den Bauch ramnte.

Franziska stieß einen spitzen Schrei aus.

»Schafft ihn fort!«

Ein weiterer brutaler Hieb ließ Martin nach vorn stolpern.

»Ich besorge dir einen Fürsprecher«, hörte Franziska ihren Vater sagen.

»Der wird ihm nicht viel nützen, wenn er den Sohn des Bürgermeisters erschlagen hat«, brummte der Hauptmann. »Bei einem solch abscheulichen Verbrechen werden weder Vogt noch Gericht zögern, ein peinliches Verhör anzuordnen. Und unter der Folter hat bislang noch jeder gestanden.« Mit diesen Worten kehrte er Franziskas Vater

den Rücken und folgte seinen Männern.

Die ersten Sonnenstrahlen tauchten die Stadt bereits in ein warmes Licht, als Franziska mit einem Schluchzen vom Fenster zurücktrat und sich auf die Knie fallen ließ. Weinend umklammerte sie das Kruzifix an ihrem Hals und betete, dass Gott ihren Liebsten beschützen möge.

Drei

»Heulen wird Martin nicht vor dem Scharfrichter retten«, brummte Franziskas Vater, als er wenig später zurück in die Stube kam. Er trat auf seine Tochter zu, half ihr auf die Beine und musterte sie einige Augenblicke schweigend. »Hier.« Er hielt ihr ein Tüchlein hin, mit dem sie sich die Tränen aus dem Gesicht wischen konnte. »Falls Martin unschuldig ist, wird Gott ihm die Kraft geben, die Befragung auszuhalten«, sagte er.

»Falls?«, hauchte Franziska. »Ihr glaubt ihm nicht?« Ihr Vater blies die Wangen auf. »Er hat gestunken wie ein ganzes Weinfass«, stellte er fest. »So mancher Mann hat im Rausch etwas getan, was er später bereut hat.«

»Aber Martin wäre niemals dazu fähig!«

»Glaub mir, Kind, jeder Mann ist dazu fähig, einen anderen im Streit zu erschlagen.« Er schüttelte den Kopf. »Ich werde ihm einen der besten Fürsprecher der Stadt besorgen. Ich hoffe nur, dass sich das Gericht etwas Zeit damit lässt, die peinliche Befragung anzuordnen. Gewiss wird es vorher eine Anhörung geben.« Er tätschelte Franziska ein wenig ungeschickt den Arm. »Noch ist nicht alles verloren.«

Franziska sah verzweifelt zu ihm auf. »Das habt Ihr auch gesagt, als ...« Ein Schluchzen raubte ihr die Stimme, als die Erinnerungen an den Tod ihrer Mutter und ihrer Geschwister sich erneut Bahn brachen.

Die Miene ihres Vaters verdunkelte sich. »Gegen Gottes Zorn kann selbst der stärkste Mann nichts ausrichten.«, sagte er leise. »Aber noch ist Martin nicht verurteilt. Vergiss nicht, dass ich ein Mitglied des Magistrates bin.«

Franziska fuhr sich mit dem Ärmel ihrer Fucke über die Augen. »Der Magistrat ist nicht das Gericht«, gab sie verzweifelt zurück. »Wenn die Richter und der Vogt entscheiden, dass Martin schuldig ist, könnt Ihr nichts dagegen ausrichten. Oder?«

Ihr Vater verzog das Gesicht. »Nicht viel«, gestand er. »Aber ich werde mein Bestes versuchen.«

Klappern und Poltern aus dem Erdgeschoss verriet Franziska, dass das Gesinde inzwischen ebenfalls auf den Beinen war. Vermutlich würde

es nicht mehr lange dauern, bis die ersten Fuhrleute vor dem Tor standen und Einlass begehrten, um ihre Fässer im Hof abzuladen. Auch wenn es Franziska so vorkam, als wäre die Zeit seit Martins Verhaftung stehen geblieben, ging das Leben ohne Rücksicht auf ihre Verzweiflung weiter.

»Hab Vertrauen in Gottes Weisheit«, sagte ihr Vater. Dann drückte er ihr noch einmal tröstend die Hand und verließ die Stube.

Wenig später betrat eine der Küchenmägde mit einer Schale voll dampfendem Haferbrei den Raum. Außerdem trug sie Würzwein, warme Milch und mit Zimt und Honig gesüßte Pflaumen auf. Nachdem sie das Essgeschirr aus einem kleinen Schrank neben dem Kachelofen geholt und den Tisch gedeckt hatte, sah sie Franziska neugierig an. »Ist es wahr, dass die Stadtwachen Euren Verlobten verhaftet haben?«, fragte sie.

Franziska verkniff sich ein Stöhnen. Der Aufruhr im Haus war vom Gesinde natürlich nicht unbemerkt geblieben. Vermutlich war in der Küche bereits ausgiebig geklatscht und getratscht worden. »Die Neugier ist die Tugend des Teufels«, wiederholte sie die Worte des neuen Pfaffen, der am vergangenen Sonntag von der Kanzel der Stiftskirche gepredigt hatte. »Du solltest deine Nase nicht in Angelegenheiten stecken, die dich nichts angehen.«

Die Magd senkte den Kopf und murmelte eine Entschuldigung. Dann drückte sie sich durch die Tür aus der Stube und ließ Franziska allein. Mit einem Gefühl, als laste ein Gebirge auf ihrem Herzen, ließ Franziska sich auf eine der Bänke sinken und starrte auf den dampfenden Brei. Der Hunger war ihr vergangen. Dennoch sprach sie ein Tischgebet, füllte eine kleine Schale und stocherte lustlos darin herum. Auf ihren Vater brauchte sie nicht zu warten, da er morgens so gut wie nie etwas aß. Obwohl sie daran gewöhnt war, ihr Frühstück allein einzunehmen, fühlte sie sich an diesem Tag so einsam wie noch nie zuvor in ihrem Leben. Was, wenn Martin schuldig gesprochen wurde? Würde man ihn dann wie einen gemeinen Verbrecher hinrichten? War es möglich, dass er jemanden im Rausch getötet hatte? Sie nahm einen Schluck Milch und stocherte weiter in ihrem Brei herum. Sie kannte Martin besser als jeder andere. Zwar konnte er manchmal leichtsinnig und aufbrausend

sein, aber er hätte nicht einmal einer Fliege etwas zuleide getan. Sie dachte daran, wie er ihr einmal auf dem Weg zur Schule einen lebenden Frosch geschenkt hatte. Damit dem Tier kein Leid geschah, hatte er es in eine kleine Holzkiste gesetzt, die mit Gras und Blättern ausgelegt war. Obwohl ihr Herz schwer war, malte die Erinnerung ein Lächeln auf ihr Gesicht. Zwar war ihr der Frosch mitten im Unterricht davongehopst und hatte ihr Schelte von der frommen Schwester eingebracht, doch Martin hatte versprochen, ihr einen neuen zu fangen.

Tränen stiegen in ihr auf, als ihr klar wurde, dass all ihre Träume von einer gemeinsamen Zukunft schon bald vorbei sein konnten. Martin war der beste Freund, den sie je gehabt hatte. Die Vorstellung, ihn zu verlieren, machte ihr die Kehle eng.

Wütend wischte sie die Tränen fort und schob den Haferbrei von sich. Sie würde nicht einfach herumsitzen und heulen wie ein Schlosshund! Ihr Vater hatte recht: Damit konnte sie Martin nicht retten. Sie erhob sich, verließ die Stube und ging zurück in ihre Kammer. Dort legte sie sich einen leichten Umhang um die Schultern, befestigte eine Geldkatze an ihrem Gürtel und verbarg ihr Haar unter einem weißen Tuch. Dann holte sie ein paarmal tief Luft und machte sich auf den Weg nach unten. Im Erdgeschoss herrschte, wie nicht anders zu erwarten, bereits reges Treiben. Fast ein halbes Dutzend Fuhrwerke standen im Hof, um von den Knechten entladen zu werden. Fässer mit süßem Malvasier, schwerem Muskateller und aromatischem Claret – gewürzt mit Ingwer, Zimt, Nelken, Safran und Nardenwurzel – lagerten ebenso in den Kellern wie »gefeuerter Wein« aus dem Elsass, Trollinger und Traminer. Viele der Fässer mit dem weniger süßen Neckarwein veredelten ihr Vater und die anderen Weinhändler mit Säckchen voller Salbei, Rosenblätter, Fenchel, Tannenzapfen oder Lauch.

Polternd rollten die Fässer die Laufschrägen hinab und wurden von den kräftigen Männern in die große Halle gebracht.

Erleichtert sah Franziska, dass ihr Vater beschäftigt war und kaum auf sie achten würde. Obwohl sie sich eine Ausrede zurechtgelegt hatte, war sie fast sicher, dass er ihr nicht glauben würde, wenn sie behauptete, ausgerechnet jetzt den Markt besuchen zu wollen. Mit einem dumpfen Gefühl schlüpfte sie durchs Tor und machte sich auf

den Weg zum Rathaus, das nicht weit entfernt lag. Da ihr Vater zu den reichsten Mitgliedern der Stuttgarter »Ehrbarkeit« gehörte, wohnten sie in unmittelbarer Nähe des Marktplatzes, in dessen Mitte sich das Herrenhaus befand. Auf dem Dach dieses großen Fachwerkgebäudes leuchtete das Malefizglöckchen in der Morgensonne, im Erdgeschoss gab es zahlreiche Verkaufsbuden. In großen Arkadengängen fanden sich die Fruchtschranne, Brot- und Fleischlauben und andere Stände. In den oberen Stockwerken waren Gerichtsräume und mehrere Zellen untergebracht.

Mühsam bahnte Franziska sich einen Weg zwischen den vielen Laufburschen, Mägden und Fuhrleuten hindurch, die zum Marktplatz drängten. Obwohl an diesem Tag kein Wochenmarkt stattfand, hatten Dutzende von Bäckern, Krämern, Bauern und »Gremblern« – einfachen Trödlern – auf dem Platz und in den angrenzenden Gassen ihre kleinen Stände aufgebaut. Das Standgeld für diesen Zufallsmarkt war billiger als das für die Wochenmärkte. Überall waren die Männer der Marktaufsicht zu sehen, die Gewichte, Maße und Butterfässer überprüften.

Je weiter Franziska in das Gewimmel eintauchte, desto verlorener kam sie sich vor. Was hatte sie sich nur gedacht? Wie sollte sie allein irgendetwas ausrichten? Wo sollte sie anfangen, nach der Wahrheit zu suchen? Hatte Martin sich vielleicht geirrt? Lebte der Sohn des Bürgermeister noch? Wäre er tot, wie Martin behauptet hatte, wäre dann nicht mehr Aufruhr vor dem Haus seines Vaters? Sie schielte zu dem Gebäude, das so prächtig war, dass der Herzog von Bayern es zur Hochzeit seiner Tochter mit dem Herzog von Württemberg mit seiner Anwesenheit geehrt hatte. Nichts verriet, dass unter dem Dach mit den vielen Gauben ein Todesfall zu beklagen war.

Sie versuchte, sich daran zu erinnern, ob Martin den Namen des Gasthauses erwähnt hatte, in dem er mit seinen Freunden gezeit hatte. Allein in der Altstadt gab es Dutzende von Herbergen, Schenken und Gastwirtschaften, in denen er sich aufgehalten haben konnte. Wie sollte sie herausfinden, wo sich die Bluttat ereignet hatte?

»Du stehst im Weg!«, riss sie ein Mann mit einem schwer beladenen Handkarren aus den Gedanken. Mühsam zog er seine Last über das unebene Pflaster, das an einigen Stellen ausgebessert werden musste.

Franziska machte ihm Platz und schlug den Weg Richtung Hauptzoll ein. Im Keller dieses Gebäudes, das von den Stuttgartern auch »Kleines Kelterlein« genannt wurde, lagerte der Weinzoll der Stuttgarter Weingärtner. Wenn Franziska Glück hatte, waren einige von Martins Freunden dort, die ihr vielleicht Auskunft geben konnten.

Sie hatte das Gebäude fast erreicht, als auf dem Marktplatz Rufe laut wurden. Neugierig reckte sie sich auf die Zehenspitzen, um zu sehen, was den Aufruhr verursacht hatte. Was sie erblickte, ließ ihr Herz einen Schlag aussetzen. Eine Gruppe schwer bewaffneter Stadtsoldaten führte Martin aus dem Herrenhaus über den Platz auf den Bebenhäuser Hof zu, hinter dem sich die innere Stadtmauer erstreckte. Wie erstarrt verfolgte Franziska die Prozession, um die sich rasch eine große Menschengruppe versammelte.

Übelkeit stieg in ihr auf, da es keinen Zweifel gab, wohin man Martin führte. Hinter der Kirche des Klosterhofes erhoben sich die beiden Gefängnistürme der Stadt in den trügerisch blauen Himmel.

»Wer ist das?«, fragte eine Frau hinter ihr.

»Ich weiß nicht. Es soll einen Mord gegeben haben.«

Franziska presste die Hand auf den Mund. Wenn die Anschuldigungen bereits die Runde in der Stadt machten ... Wenn kein Wunder geschah, war Martin verloren.

Vier

Herzogin Sabina von Bayern runzelte die Stirn, als der Aufruhr an ihr Ohr drang. Sie war mit einigen Begleiterinnen und bewaffneten Soldaten ihres Gemahls auf dem Weg in die Stiftskirche, um dort eine Opferkerze zu entzünden und um die Fürsprache der Heiligen Jungfrau bei Gott zu bitten.

»Verbrecher!«, brüllte jemand.

»Hängt ihn auf!«, ein anderer.

Augenblicklich bildeten die Soldaten einen schützenden Ring um die Frauen und zückten ihre Waffen.

»Was geht da vor?«, fragte eine der Hofdamen.

Sabina widerstand der Versuchung, die Männer zur Seite zu schieben, um besser sehen zu können, und verfluchte das enge Kleid, das sie an diesem Tag angezogen hatte. Es behinderte sie nicht nur beim Gehen, sie fühlte sich darin wie eine Presswurst. Der elegante Hut mit der breiten, federbesetzten Krempe spendete zwar Schatten, allerdings musste sie ihn immer wieder zurechtrücken, damit ihr die Federn nicht in die Augen hingen.

»Nur eine Ansammlung des Böfels«, erwiderte einer der Soldaten und bedeutete den Damen, weiterzugehen.

»Sie führen einen Mann ab«, stellte eine zweite Hofdame fest, ein junges Ding mit großen blauen Augen.

Sabina schob mit einer Hand den Hut auf ihrem Kopf etwas zurück und kniff die Augen zusammen. Tatsächlich schienen die Stadtwächter einen Gefangenen in Ketten zur Stadtmauer zu führen, vermutlich, um ihn dort ins Loch zu sperren oder zu foltern. Eine große Menge Volk hatte sich um die schwer bewaffneten Wachen versammelt, grölend und lärmend, wie es der Pöbel an sich hatte.

»Geht zur Seite!«, befahl einer der Leibgardisten und hob drohend sein Schwert.

Sabina warf einen Blick zum Turm der Stiftskirche, die nicht weit entfernt war. Da der Weg von der Burg zur Kirche nur über den Platz vor dem Dürnitzbau führte, hatte sie darauf verzichtet, eine Kutsche zu besteigen. Diese Entscheidung bereute sie allerdings mit jedem Schritt

mehr, da ihre Schienbeine immer noch heftig schmerzten. Am Abend zuvor war es zu einer der zahllosen Auseinandersetzungen mit ihrem Gemahl Ulrich von Württemberg gekommen, bei der er sie mit grimmiger Miene zum Tanz aufgefordert hatte.

»Ich weiß, was du mit dem Vogt von Urach treibst«, hatte er ihr ins Ohr geraunt und sie beim Tanz vor den Augen des gesamten Hofgesindes mit seinen Reitsporen malträtiert, bis ihre Beine geblutet hatten.

»Ich treibe überhaupt nichts mit dem Vogt von Urach«, war Sabinas kühle Antwort gewesen. Die Lüge war ihr leicht von den Lippen gegangen; sie hoffte, dass Ritter Dietrich Spät, ihr feuriger Liebhaber, nichts von der Auseinandersetzung mit dem Herzog erfahren würde. Ulrich hatte gelacht und sie grob im Kreis gedreht.

»Solltest du dich nicht an der eigenen Nase fassen?«, hatte Sabina zurückgeschossen. Seit ihrer ersten Begegnung mit ihrem Gemahl vor fast zweieinhalb Jahren verabscheute sie ihn zutiefst. Er war ein Nichts, ein Emporkömmling, Sohn eines Grafen, wohingegen sie die Enkelin und Nichte eines Kaisers war.

»Was erlaubst du dir?«, hatte Ulrich sie angefaucht.

»Dasselbe, was du dir erlaubst.« Sie hatte die Zähne zusammengebissen und weiter mit ihm getanzt, bis der Etikette Genüge getan war. Dann hatte sie sich in ihre Gemächer zurückgezogen und den Tag verwünscht, an dem sie mit Ulrich vor den Altar getreten war. Gott, wie sehr sie ihn hasste! Sie hoffte inständig, er möge niemals in Erfahrung bringen, dass ihre Tochter Anna, die kaum ein halbes Jahr alt war, die Frucht ihrer sündigen Liebe war und nicht der herzoglichen Lenden. Sie verkniff sich ein verächtliches Lächeln. Als ob Ulrichs Lenden viel zu bieten gehabt hätten. Die wenigen Male, die sie das Bett mit ihm geteilt hatte, war er kaum dazu in der Lage gewesen, den Akt zu vollziehen. Sie wusste, dass er sie fast genauso verabscheute wie sie ihn. Dennoch richtete sich bei der Vorstellung, dass er die Nächte mit seiner Geliebten verbrachte, ein Stachel in ihr auf.

»Ursula ist die Tochter meines Marschalls«, hatte Ulrich ihre Anschuldigungen abgeschmettert. »Sie ist mir seit Kindertagen eine gute Freundin.«

»Und sie ist außerdem die Braut deines Stallmeisters«, hatte Sabina kühl

erwidert. »Was sagt er dazu, dass du sie immerzu in ihrem Frauenzimmer besuchst?«

Ulrich hatte lediglich geschraubt und den Kopf geschüttelt.

Einen Augenblick war Sabina versucht gewesen, den Streit weiter auf die Spitze zu treiben, doch die Gefahr, dass er den Spieß umdrehte, war zu groß. Sie war gut damit beraten, ihn nicht zu sehr zu reizen, da es zwischen ihnen schon mehr als einmal zu handgreiflichen

Auseinandersetzungen im Ehegemach gekommen war. Sabina wusste, dass ihre Hofdamen und das Gesinde darüber klatschten, allerdings war es ihr gleichgültig, was die Bediensteten dachten.

Sie war erleichtert, als sich die Menschenmenge vor ihnen zerstreute und sie den Weg zur Kirche fortsetzen konnten. Ihre Verbindung mit Dietrich Spät war sündig, dessen war sie sich bewusst. Deshalb drängte es sie an diesem Tag, eine Opferkerze zu entzünden, um für ihre Tochter zu beten. Wenn sie das Fieber überlebte, an dem sie seit Wochen litt, würde sie allen Schutz nötig haben, den Gott ihr bieten konnte.